

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 265.

Samstag, 11. November.

1916.

Uk Himmelreichs Schlüssel.

(5. Fortsetzung.)

Erzählung von Hans Grimm.

(Nachdruck verboten.)

Als sie endlich in Swakopmund landeten, war Uken alles so vertraut, daß er sich über gar nichts wunderte. In der Bar in Swakopmund sprach niemand über das Buschmannsparadies. Die Menschen hatten näher liegende Vorteile und Sorgen. Der Zufall wollte es auch, daß Niessen dort von niemand wiedererkannt wurde. Einige herumhänger fragten die Neuangekommenen wohl, was sie denn in dem Affenlande vorhätten? Uk rekte die Nase in die Luft und erwiderte mit seinem höhnischen Lächeln: „Geld verlieren.“ Niessen war schnell und freundlich mit einer kleinen Geschichte bei der Hand: Sie hätten beide eine runde Summe geerbt und beabsichtigten das Schutzgebiet gehörig auszufundschaffen, um das Rechte zu treffen. Man müsse sich heutzutage sehr in acht nehmen. Wenn einer hierlands für „stief“ Geld eine Kuh verhandeln wolle, sei sie entweder von der Milch oder weit und breit läge niemand, der die Milch kaufen könne. So ginge es mit allem. Ein Mann unter den Zuhörern mit grauen Haaren im ungepflegten Barte meinte: „Der junge Frechdachs hat aber doch recht. Ihr werdet euer Geld verlieren. Das ist nämlich das einzige, was man in dem Affenlande tun kann.“ Ein Jude, der laut erklärte, er käme vom Kap, und er sei britisch, schlug vor, die Neuen möchten mit ihm nackter Spak spielen, die Chancen seien immer noch besser als die anderen Gelegenheit in einer deutschen Kolonie.

Schon am folgenden Tage trabten Uk und Niessen auf gemieteten Säulen nach Walfischbai. Niessen riet: „Hoffmann, seien Sie freundlicher mit den Leuten.“ In Walfischbai war man gewohnt, daß häufig ein paar Feiernde oder Geschäftige vom neuen deutschen Hafenort herüberkamen, und ihnen forschte niemand nach. Zu gleicher Zeit mit Niessen und Uk erschienen zwei Reiter und drei Mann fuhren in der Karre heran. Niessen nahm Uk in Senses Store hinein. Noch vordem sie jemand sahen, rief er: „Haha, Sie sind wieder im Lande, Niessen!“ Niessen sah sich rundum und sagte ehrerbietig: „Herr Sense, ich wollte Ihnen guten Tag bieten dürfen.“ Sie mußten einen Augenblick hinter die Türe in das Privatkontor kommen und sich setzen. Niessen erzählte gleich seine Geschichte wie tags vorher in der Bar, nur etwas ausführlicher. Sense nickte fortwährend mit dem Kopfe: „Es ist gut, wenn jemand kommt, die Sache geht zu langsam. Menschen müssen rin. Aus nichts wird nichts!“, „Wenn man einer Gold fände bei uns“, entgegnete Niessen, „was? Das ist der Sped, der uns eben noch fehlt! Haben denn Sie nicht irgend so ein kleines Geheimnis im Tabakbeutel, Herr Sense?“ Sense wehrte ab mit beiden Händen: „Ne, Niessen, ne; ich rauche zwar Transvaal-Tabak und hier ist der Beutel. Aber ich bin für die realen Betätigungen. Oder sind Sie etwa deshalb herausgekommen?“ Niessen beeilte sich, die Frage zu verneinen, aber Sense neckte ihn und erklärte, er erinnere sich wohl, daß Niessen schon vor Jahren zu den heimlichen Schatzgräbern gehört habe, und das seien auch bei dieser Leidenschaft

die Schlimmsten. Als Rede und Gegenrede in solcher Art schnell hin und her gegangen waren, sagte Niessen lachend: „Wenn ich hier in Walfischbai wohnte, wär's wirklich kein Wunder, bei Ihnen sucht eigentlich jeder nach dem Buschmannsparadies, so müde sind sie alle den Sand!“ Sense antwortete: „Sand ist freilich in Swakopmund auch nicht viel weniger, aber Sie haben recht. Das Märchen stirbt hier nicht aus. Und die Geschäfte sind nicht mehr das, was sie waren, und wenn einer Zeit hat, und wenn's ihm Vergnügen macht...“ Die anderen Swakopmunder ließen sich melden, da gingen Niessen und Uk hinaus. Niessen zeigte Uk das Haus mit der Kanone davor: „Da wohnt der Resident Stubbs...“ Sie begegneten einem langen hageren Menschen und einem kurzen dunklen. Beide sahen hungrig aus. Niessen grüßte den ersten. „Das eine ist Sunshine, der Polizeikapitän, und der da, ich habe den Namen vergessen, der war schon oft draußen, sie haben ihn schon halb verdurstet gefunden, vielleicht war der am nächsten dran. Aber der Resident und der Kapitän meinen immer, sie wüßten alles, wenn die eine Ahnung hätten...“ Niessen war sehr vergnügt, der ersehnte Sandboden unter den Füßen tat ihm wohl, und auch Uk wurde lebhaft und fast wie berauscht. Auf dem glitzernden harten Strande wanderten sie hin auf die Lagune zu. Rechts von ihnen lief der weiße Streifen der Brandung. Als sie eine ansehnliche Strecke von den farbigen Holzhäusern der Niederlassung entfernt waren, wies Niessen landein auf die gewaltigen Sanddünen und die darüber flimmernde Luft: „Dahinter liegt's! Da ziehen die armen Esel hinein, aber dann hört ihre Kunst auf!“ Uk starrte und starrte. „Was ist?“ fragte Niessen. „Ob wir es nicht doch gleich von hier versuchen könnten?“ murmelte Uk. Niessen fing zu tanzen an wie ein Schulmädchen. „Hurra, hurra, Sie haben's gefunden, Hoffmann. Wir nehmen gleich vom Plage weg ein Villett erster Klasse hin!“ Uk tat nicht beleidigt, sondern lachte mit, dann hockten beide auf dem vom Seewasser angefeuchteten Boden, und Uk riß emsig arbeitend mit dem Messer eine Skizze hinein und baute die Dünengebirge auf und grub die Reviere aus und zeigte, daß er dennoch alles richtig festgehalten habe. Niessen fand wenig auszustellen und wunderte sich. „Sie haben einen scharfen Kopf, Hoffmann“, sagte er, „und diesmal ist das Glück mit uns, wo der Kuifib wirklich angekommen ist. Das trifft nur alle Jubeljahre. Sie haben es ja selbst gehört, wenn die Gottentotten sogar mit einem Wagen den Kuifibweg bis hierher heruntergefahren sind, um sich bei Brown Gewehre zu holen, dann ist mehr Wasser im ganzen Sande da als jemals. Und vielleicht ginge es zur Not wahrhaftig von hier. Aber wir wollen's uns nicht verbieten.“ Sie trampelten beide vorsichtig auf der Skizze herum, als könnten die Striche und Häuschen und Furchen, vordem sie das Meer fortwüsch, noch laut nach dem Orte hinüber zu reden anfangen. Uk bekam böse Augen dabei: „Daß es bisher niemand gefunden haben soll! Wenn jetzt doch

so einer . . . bis wir von oben langsam herum sind!" Niesseu sagte: „Es suchen so viele, — und es bleiben viele Schritte unentdeckt in der Welt!“ und noch scherzend fügte er hinzu: „Aber ich möchte nicht der Erstgekommene sein, der von Ihnen dort angetroffen würde!“ Da stand Uß still und rief drohend: „Es soll mir, weiß Gott, dort niemand in den Weg kommen!“

Nach Zwölfpunkt ritten sie einsilbig zurück. Sie dachten beide an das Gebirge, jeder auf seine Weise. Bei Niesseu weckten die Gedanken ein fröhliches Lächeln nach dem anderen auf dem alten Gesichte. Auf Ußens Mienen verschwand der höhnische Ausdruck nicht, sondern er verstärkte sich, auch die Müdigkeit der einbrechenden Nacht verwischte ihn nicht. — — — — —

Danach vergingen viele Abende — nicht etwa bis sie von oben herum waren, sondern bis sie nur oben waren und hinein gelangten in das Bergland und in das enge Tsondabtal. Als sie den tiefen Einschnitt erkannten in der Ferne, hatte Uß rechts und links Krähenfüßchen vom langen Zusammenkneifen der Lider im scharfen Lichte, und aus den Haaren vor den Ohren und in den Wärten hatte beiden die Sonne Glanz und Farbe herausgeglüht. Sie unterhielten sich auch seltener. Im Tsondab war noch Wasser. Vielleicht war dies der Grund, daß sie die alten Wohnstellen der drei Bastards leer und zerstört fanden. Sie blieben einige Tage an den Wohnstellen und bereiteten vor und ruhten. Es gab Wild. Sie schossen das Wild und trockneten das Fleisch. Niesseu sagte: „Jene sind weiter im Sande bei so viel Wasser!“ Uß antwortete: „Sie haben rundum keine Spur gelassen.“ „Werden wir eine Spur lassen?“ fragte Niesseu. Am nächsten Morgen verabschiedeten Uß und Niesseu vorsichtig die Zeichen ihrer Raft wie damals den Riß auf dem Strande der Bai. Als sie sich fortmachten, sagte Uß: „Ich glaube, daß von denen in der Bai uns doch nicht so schnell einer zuvorkommt!“ „Werden Sie vor der Reise „much“?“ fragte Niesseu. Da lachte Uß laut. „Aber die Bastards sind voraus!“ sagte Niesseu. An dem Tage und am folgenden zogen sie schneller. Die Säcke und die leeren Büchsen und das eine Gewehr wogen ihnen nicht schwer.

Nach anderen vierundzwanzig Stunden sahen sie Spuren. Es waren derbe, gleichgültige Spuren. „Wenn die ein Geheimnis hüten?“ sagte Uß. Niesseu schüttelte den Kopf. Sie nahmen sich aber doch in acht und versteckten ihre Raften in den Klippen und kamen nur mit der Waffe heran. Sie rochen bald die Werk, und auf einmal sahen sie darauf, und braune elende Kinder schrien und verbargen sich in der Hütte. „Wie ist dies nun?“ fragte Uß. Niesseu antwortete: „Es müssen die Bastards sein. Es sind Bastardkinder.“ Uß merkte: „Es ist ihm etwas nicht richtig, er sagt jetzt nicht alles.“ Doch verlangte er nicht mehr. Am Nachmittag erschienen die Männer. Niesseu redete auf sie ein. Uß paßte auf die fremde Rede und die Gebärden. Uß wußte ungefähr alles, was Niesseu ihm am Abend erzählte: „Sie sagen, sie seien die Niesseu von den drei Alten. Sie sagen, die drei Alten seien tot. Sie wären auch weggezogen von den drei früheren Wohnstellen wegen der Gottentotten. Es sei viel Wasser im Sande. Das Wild zöge bis an das Meer. Es sei ein Löwe dort in den Dünen. Wir sollten den Löwen schießen.“ „Das ist doch alles einerlei“, sagte Uß ärgerlich. „Wir müssen abwarten“, antwortete Niesseu. „Vielleicht leben die Alten doch hier herum, vielleicht ist der eine selbst einer von den Alten. Er kann so aussehen.“ — „Wenn wir die Häute nehmen und ihnen an die schmutzigen Eierköpfe klopfen, werden sie sich am schnellsten erinnern“, sagte Uß. Niesseu zuckte mit den Achseln.

(Fortsetzung folgt.)



Auch der Schmerz will seinen Ausdruck haben,
Und der Mann, vom Schmerze überwältigt,
Braucht sich seiner Tränen nicht zu schämen.
Fr. Bodenstedt.



Aus der Kriegszeit.

Der Manschettenknopf als Laterne. Die Schwierigkeiten, in die sich die Londoner bei Nacht durch die verschärften Verdunkelungsvorschriften in Anbetracht der Zeppelingegefahr versetzt sehen, haben schon viele merkwürdige Einfälle und seltsame Moden gezeitigt. Das Neueste und Aktuellste auf diesem Gebiete ist gegenwärtig der leuchtende Manschettenknopf, und jeder Engländer, der auf sich hält und den Launen der Mode folgt, versieht sich mit diesen Manschettenlaternen. Die Knöpfe sind mit Radium leuchtend gemacht, neuerdings aber will man auch ganz kleine Glühlämpchen mit einer winzigen Batterie als Manschettenknöpfe verwenden. Diese Mode, die der Herrenwelt urplötzlich den Vorrang verschaffte, ließ die Frauen nicht schlafen, und sie dachten nach, wie auch sie eine Leuchtmode in Schwung bringen könnten. Nach einigem Besinnen wurde auch wirklich dieses Problem gelöst: die Köpfe der Fuchspelze sind nämlich jetzt statt wie bisher mit Glasaugen, mit zwei kleinen strahlenden Glühlämpchen versehen. Jedenfalls muß der Anblick von London bei Nacht sehr seltsam sein, und ein französischer Berichterstatter erzählt, es wäre wie eine Märchenwelt mit tausend schwirrenden Leuchtlaternen.

Der Martinstag. (11. November.) Im Jahre 316 wurde in Sabaria, in Pannonien, der heutigen ungarischen Stadt Steinamanger, der heilige Martin geboren, der in jungen Jahren als Heide Kriegsdienste im römischen Heere nahm und es hier bis zum Range eines Centurio, etwa eines deutschen Hauptmanns, brachte, der aber nach seiner Bekehrung zum Christentume Priester und Klosterbruder wurde und sich als solcher eines gottwohlgefälligen und frommen Lebens befleißigte, daß er im Jahre 375 zum Bischof der französischen Diözese Tours erwählt wurde. Als solcher starb er hochbetagt im Jahre 400 in dem Kloster Marmoniers bei Tours. Wir dürfen also in diesem Jahre den 1600jährigen Gedenktag der Geburt des heiligen Martin begehen. Der Geburtstag des Heiligen ist uns nicht bekannt; der 11. November, an dem die Kirche seinen Gedenktag begeht, ist sein Todestag. Die Heiligsprechung des heiligen Martin und die Festsetzung seines Todestages für einen kirchlichen Gedenktag hatte eine besondere Bedeutung; es handelt sich hier um den ersten Gedenktag eines Heiligen, der nicht den Märtyrertod erlitten hat, sondern der eines natürlichen Todes gestorben ist. Da der heilige Martin ursprünglich Soldat gewesen ist, gilt er in der katholischen Kirche als einer der Schutzpatrone des Soldatentums. Er wird in der christlichen Kunst gewöhnlich als Rittersmann zu Pferde dargestellt, der mit dem Schwerte seinen Mantel in zwei Teile teilt und einen von diesen einem Bettler schenkt. Die Legende erzählt uns, daß dies vor dem Tore von Amiens geschehen sei und daß dem edelmütigen Ritter Christus mit dem halben Mantel angetan erschienen sei und gesagt habe: „Was du den Armen getan, hast du mir getan.“ Nicht so häufig sind die Darstellungen, die den Heiligen im Bischofsgewande, eine Gans zur Seite, zeigen. Daß die Martinsgans ein Symbol dieses Tages nicht nur bei uns, sondern auch in Dänemark, Schweden und Norwegen geworden ist, hängt damit zusammen, daß der Jahrestag des Heiligen, auf den die am Ende der Ernte bestehenden Nächte und andere Abtragungen einstmals verlegt wurden, allgemein mit festlichen Schmausereien begangen wurde. Aberdies war die Gans früher ein beliebtes Gastmahl. Noch heute ist der Martinstag vielfach auf dem Lande ein wichtiger Terminstag, an dem beispielsweise die Dienstboten den gewöhnlich vereinbarten Dienstwechsel vornehmen. Die Formen der Binszahlungen haben sich geändert, die Martinsgans ist aber als angenehmer Brauch dem Martinszuge verblieben. In dieser schweren Zeit werden sich freilich viele, die in Friedenszeiten unentwegt an dem alten Brauche festgehalten haben, den Genuß der Martinsgans verjagen müssen. Immerhin hat die gerade in den letzten Tagen zöhlenmäßig festgestellte Nachsorge nach den Berliner Magistratsgänsen, die zum größten Teile gerade aus weniger bemittelten Bevölkerungsschichten stammt, dargetan, daß auch die großen Preissteigerungen der Kriegszeit dem allgemeinen Interesse an einer gutgemästeten Martinsgans keinen Abbruch getan haben.

* Monatskalender.

Gemüsegarten: Beenden der Einrentung und Aufbe-
haltung der Wurzel- und Kohlgewächse. — Abräumen,
Stürzen oder tiefes Umgraben sowie Rigolen aller der Win-
ter über leerstehenden Gemüsebeete. — Untergraben des
Düngers. — Ausräumen der Mistbeete und Aufbringen der
Erde auf Haufen. — Anlage von Komposthaufen, wozu alle
sonst nicht brauchbaren Pflanzenreste Verwendung finden.
Obstgarten: Düngen und Ausputzen der Obstbäume. — An-
legen der Klebringe. — Verjüngen der Krone alter, unfrucht-
barer Obstbäume, besonders Pflaumen und Zwetschen-
bäume. — Umgraben der Baumscheiben. — Ausroden alter
und Anpflanzen junger Bäume. — Anlage lebender Bäume.
— Ausbessern und Beschneiden der Geden. **Blumengarten:**
Auspflanzen der Frühlingsblumen auf die Beete und Ra-
tatten. — Herausnehmen und Einbringen in den Keller von
Georginen, Gladiolen, Tuberosen und sonstigen nicht winter-
harten Knollen- und Wurzelgewächse. — Herrichten der
Staudenrabatten. — Einbringen aller härteren Kübel- und
Topfpflanzen in die Winterquartiere. — Einwintern des
Rosen und dergl. H.

* Der Kriegs-Winterschutz unserer zarteren Pflanzen im Garten.

Es scheint, daß es uns dieses Jahr nicht gelingt, die
zarteren, im freien Lande stehenden Gartenpflanzen in der
gewöhnlichen Weise mit Tannenreisern zu schützen, da fast alle
seitherigen Lieferanten, infolge Mangel an Pferden und Ar-
beitskräften das Herbeischaffen derselben vorläufig nicht
übernehmen können, da überall die Bestellung der Felder
noch sehr im Rückstande ist. Daß in dieser schweren Kriegs-
zeit alles, was mit der Ernährung zusammenhängt, in erster
Reihe berücksichtigt werden muß, versteht sich von selbst, wir
müssen uns deshalb mit dem Eindecken behelfen, so gut es geht,
und zu der Methode zurückkehren, wie es in früherer Zeit ge-
macht worden ist und wie es die praktischen Gärtner heute
noch tun. Früher, als es noch niemand eingefallen ist, die
Rosen und dergl. mit Tannenreisern zu bedecken, sind diese
Pflanzen auch überwintert worden, man war auch sonst in
Legung auf Erfrieren der Pflanzen nicht so ängstlich wie
heute, wo man oft ganz schablonenhaft winterharte Pflanzen
mit Tannenreisern bedeckte. Die meisten Tannenreiser werden
heute zum Bedecken der Rosen- und Blumenzwiebelbeete ge-
braucht und doch können dieselben ganz gut und vollkommen
geschützt werden ohne Verwendung dieses Materials.

Die Kronen der hochstämmigen Rosen legt man in die
Erde, so daß der wilde Stamm auch möglichst nahe über der
Erde zu liegen kommt und ihm der Schutz einer leichten
Schneedecke zuteil werden kann. Bei zarteren Rosen wird die
Krone noch mit einer Laubdecke versehen, über die eine Erd-
schicht kommt, damit der Wind das Laub nicht wegwehen
kann. Stehen die hochstämmigen Rosen im Rasen oder auf
einem Platz, wo ein Eingraben der Krone nicht angängig ist,
so genügt auch ein Niederlegen und Bedecken der Krone mit
Laub und etwas Erde oder Mist, um das Fortfliegen des
Laubes zu verhindern. Ein Einbinden der Krone bei auf-
recht stehenden Stamm ist deswegen nicht zu empfehlen,
weil erstens das Stroh auch jetzt sehr rar ist und zu Er-
nährungszwecken gebraucht wird, und zweitens ein solcher
Schutz bei strengen Wintern und zarteren Rosenforten un-
genügend ist. Niedrig veredelte Rosen werden mit Laub und
Erde angehäufelt, das genügt für die Krone vollkommen.
Wenn die überstehenden Zweige erfrieren, so hat das nichts
zu sagen, denn sie werden im Frühjahr ja doch zurückge-
schnitten und treiben bei kräftigem Schnitt desto stärker aus.

So einen schönen Anblick wie seither, werden solche Ein-
deckungen allerdings nicht bieten, aber genügenden Schutz
werden sie auf alle Fälle gewähren. Es ist anzunehmen,
daß man später, wenn die Feldarbeit nachläßt, doch noch ge-
nügend Tannenreiser bekommen kann, sie werden dann einfach
eben auf gelegt und der gewohnte Anblick des Winterschutzes
ist hergestellt.

Blumenzwiebelbeete halten vollständig ohne Bedeckung
aus wenn man sie nicht zu flach belegt. Ich habe meine Hyaz.,

Tulpen- und dergl. Beete nie mit Tannenreisern belegt und
habe bei den strengsten Wintern niemals irgend einen Frost-
schaden wahrgenommen. Im Gegenteil, gut bedeckte Beete
leiden häufig unter dem Mäusefraß, da die Mäuse eine so
gut verwahrte Speisekammer natürlich gerne auffuchen und
es sich den ganzen Winter über darin wohl sein lassen.

Auch die Rhododendron bedürfen meistens gar keinen
Bedeckung, da fast alle jetzt im Handel befindlichen Sorten
fürs freie Land vollkommen winterhart sind. Es genügt
vollkommen, den Boden mit etwas Laub oder Mist zu be-
decken, um das Eindringen starker Fröste zu mildern.

Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht und sonstiger Früh-
lingsflor bedürfen in der Regel gar keinen Winterschutz.
Haben sich die Pflanzen infolge des Frostes gehoben, so daß
zu befürchten steht, daß die Wurzeln frei zu liegen kommen,
so müssen sie bei eintretendem Tauwetter sorgfältig wieder an-
gedrückt werden.

Eine besonders sorgsam hergerichtete Winterschutzdecke
verlangen die in größeren Töpfen, Kübeln oder Kästen auf
dem Balkon angepflanzten und mit ihrer Verankerung vom
Befestigungsplatz schlecht oder doch mühevoll loszunehmenden
Schling- und Kletterpflanzen. Ihr Standplatz im Winter ist
gefährlich, wenn der Frost von allen Seiten einbringt und
Wurzeln und Pflanzen zu einer froststarrten Masse gefrieren
und gelegentliche, durch Schnee- und Regenwasser verursachte
Beeinträchtigungen ein übriges tun, die gespannten und empfind-
lichen Jellenwände zu zerstören. Um diesem vorzubeugen,
kommt es besonders darauf an, die Behälter (Kästen usw.)
mit einem aus alten Säcken, Laub, Sägespänen und ähn-
lichem Material bestehenden Schutzmantel dertart zu um-
geben, daß sie von allen Seiten — auch von unten und oben
— frostsicher eingekleidet sind. Es empfiehlt sich hierbei die
Pflanzenbehälter vom kälteleitenden Steinboden zu trennen
und auf ein Brettstück als Isolierunterlage zu stellen. Sind
Tannenreiser vorhanden, so werden auch die Verankerungen und
Verzweigungen etwas geschützt, hauptsächlich deswegen, um
die Vegetation im Frühjahr zurückzuhalten. H.

* Stürzen, Rigolen und Düngen des Gemüsegartens unter Beobachtung der Wechselwirtschaft.

Das Stürzen der Gemüsebeete bildet eine der hauptsäch-
lichsten Arbeiten in diesem Monat, für welche jeder geeignete
Tag zu benützen ist, da der Winter oft schnell eintritt. Die
Vorteile einer derartigen Bearbeitung sind weit größer, als
gewöhnlich angenommen wird, denn je höher und rauher die
Erdoberfläche über Winter ist, desto mehr kann die Luft auf die-
selbe einwirken. Der Frost durchdringt die einzelnen
Schollen weit kräftiger, als wenn das Erdreich dicht aufein-
anderliegt, dieses Durchdringen macht den Boden lockerer,
mürber und fruchtbarer. Zudem gewährt eine solche Bear-
beitung noch den besonderen Vorteil, daß durch dieselbe außer
vielm Unkraut auch eine Menge Ungeziefer, wie Schnecken,
Ameisen, Puppen und dergl. zerstört werden, welche mit der
Umwendung der Erdschollen zutage gefördert und auf diese
Weise des Schutzes beraubt werden, den sie in der Tiefe des
Bodens genossen hatten.

Das Rigolen ist eine der wichtigsten Bodenarbeiten. Es
besteht in einem tiefen Umarbeiten des Bodens als beim
einfachen Umgraben, es sollte jeder auf eine Reihe von Jahren
zur Kultur bestimmten Pflanzung vorausgehen und auch alle
5—6 Jahre wiederholt werden, da es die Auflockerung der
unteren Bodenschichten bezweckt und dadurch die Fruchtbarkeit
und den Ertrag des betreffenden Landes außerordentlich
fördert. Beim Rigolen wird die Oberfläche der ausgefüllten
Gräben zunächst nicht weiter geebnet, sondern im Gegenteil,
man läßt den Boden in erhöhten Bänken oder Rämmen den
Winter über liegen, so daß Frost und Winterfeuchtigkeit ihren
wohlthuenden Einfluß auf ihn ausüben können. Im Früh-
jahr, sobald die Erde gehörig abgetrocknet ist, werden die
Punkte gleichmäßig auseinandergerollt und die ganze ge-
ebene Fläche in gewöhnlicher Weise hergerichtet. Auf dürr-
tümigen Boden empfiehlt es sich, beim Rigolen eine ent-
sprechende Menge Stalldünger mit unterzuarbeiten.

Bei der jetzt vorzunehmenden Düngung der Gemüsebeete sind besonders die Eigenschaften der anzubauenden Gewächse, nach welchen diese die Bodenkraft mehr oder weniger in Anspruch nehmen, zu berücksichtigen. Man hat nämlich in der Landwirtschaft schon längst die Erfahrung gemacht, daß der mehrmals nacheinander wiederholte Anbau der gleichen Früchte auf einem und demselben Boden dem guten Gedeihen dieser Früchte sehr nachteilig ist, und daß zur Ausgleichung der dem Boden dadurch entzogenen Stoffe alljährlich eine ziemlich starke Düngung erforderlich wäre, aus welchem Grunde man einen Pflanzenwechsel eingeführt hat. Eine gleiche Wechselwirtschaft muß nun auch beim Gemüsebau soviel als möglich eingeführt werden. Es wird dabei alljährlich nur der dritte Teil des Gartens gedüngt, die Gemüse wechseln jedes Jahr ihre Stellen und kommen erst nach drei Jahren wieder auf ihre früheren Beete. Auf diese Weise erhält man dreierlei Land: 1. Fetttes Land (frisch gedüngte Beete) für die starkzehrenden Gewächse, nämlich die Blatt- und Stengelsgewächse, besonders die Kohlsorten. 2. Von vorjähriger Düngung für die mäßigzehrenden Gewächse: die Wurzel- und Knollengewächse. 3. Mageres Land (vor zwei Jahren gedüngte Beete) für die wenig zehrenden Gewächse: die Hülsenfrüchte, Gewürzpflanzen und bergl. Bei sehr magerem Boden kann man während des Wachstums mehr oder weniger mit flüssigem Dünger nachhelfen.

Die Vorteile des Pflanzenwechsels für den Gemüsebau bestehen in alljährlicher Ersparnis von zwei Dritteln Dünger und in recht gutem Gedeihen der angebauten Pflanzen, weil eine jede Gattung derselben das ihr am besten zuträglichste Land zugeteilt erhält. Diese für den Gemüsebau höchst wichtige Regel findet aber noch bei vielen Gemüsezüchtern nicht die verdiente Beachtung. Sie haben ihre bestimmten Kohl-, Sellerie- und Salatbeete, bepflanzen dieselben alljährlich mit den gleichen Pflanzen und suchen den Verlust des Bodens an Nährstoffteilen durch wiederholte Düngung zu ersetzen, ohne zu bedenken, daß sie sich dadurch auf mehrfache Weise schaden. Anders verhält sich die Sache in ganz kleinen Gärten, in welchen aus Mangel an Raum die Lieblingsgewächse der Familie fast alljährlich auf einem und demselben Gartenbeete zum Anbau kommen; ein besonderer Fall tritt auch bei den am wärmsten und sonnigsten gelegenen Rändern des Gemüsegartens ein, wenn solche in einem und demselben Jahre durch den mehrfachen Anbau verschiedene Gemüse ausnahmsweise stark ausgezehrt werden. In diesen beiden Fällen wird eine reichliche Düngung mit gut verrottetem Stallmist alljährlich zur Notwendigkeit. H.

Der Balkon im Wintergewand. Mit Eintritt der kälteren Jahreszeit werden allenthalben die Balkone ihres Sommer Schmucks: „der Blumen“, beraubt. In den meisten Fällen bleiben sie kahl und wirken ohne jeglichen pflanzlichen Schmuck geradezu nüchtern. Obwohl sie den Sommer über ihre Pflicht getan und manches Stündchen auf ihnen vollbracht ist, sollten sie aber auch im Winter unser Auge erfreuen. Zu ihrer Ausschmückung eignen sich besonders kleine Tannen in Töpfen, die sehr dekorativ wirken, wenn sie, mit Papfen behangen, die Prüstung der Balkone zieren. Dazwischen kleine Kübel mit Taguspflanzen, sie bringen mit ihren roten Früchten Leben in das Ganze. Auch mit der halt- und dankbaren Wintererika mit ihrem leuchtend roten Blütenflor erzielt man die gewünschte Abwechslung. Jedenfalls braucht der Balkon während der Winterzeit nicht durch Kahlheit zu „glänzen“, sondern kann aus ebenso wie im Sommer durch ständiges Grün erfreuen.

Unsere Zimmerpflanzen im Winterquartier. Eine ganze Reihe unserer beliebtesten Zimmerpflanzen bedürfen im Winter vollständiger Ruhe in kühler Temperatur, um dann im kommenden Frühjahr von neuem zu treiben und im Sommer durch üppigen Wuchs zu erfreuen. Das heißt also mit anderen Worten: sie können nicht, wie während des Sommers, eine Periode unseres Zimmers bilden, da sie infolge der Ruheperiode keinerlei neuen Triebe entwickeln und ein mattes, krankliches Aussehen zeigen. Dazu gehören vor allem die Fuchsien, Geranien, Pelargonien, Nerven usw., wie fast alle Kalthauspflanzen. Am besten sind sie in einem ungeheizten, aber frostfreien Raum zu überwintern, wozu auch der Keller, wenn seine Temperatur nachts nicht unter 10 Grad Celsius sinkt, zu rechnen ist. Meist werden sie dann nach und

nach ihre Blätter verlieren, und sollen nur dann noch ganz wenig, zuletzt aber gar nicht mehr gegossen werden, da sie während dieser Zeit der Ruhe keinerlei Nahrungsbedarf haben. Um nun nicht im Winter völlig ohne Zimmerschmuck zu sein, sollte die schönheitsliebende Hausfrau rechtzeitig für geeignete Winterblüher sorgen, zu denen in erster Linie Alpenveilchen und Primeln gehören. Doch muß beim Aufstellen derselben in nächster Nähe des lichtdurchfluteten Fensters dafür Sorge getragen werden, daß sie weder von Zugluft noch Frost, selbst auf kurze Dauer, getroffen werden können. Am besten ist es, Blumentisch oder verstellbares Blumenbrett am Fenster zum Schutz gegen Abkühlung des Nachts vor dem Zubettgehen von der Fensterleiste aus mit einem großen Bogen starker Pappe oder Badpapier zu schützen, die am Morgen rasch weggezogen und zusammengerollt ist. Ferner muß bei der Pflege der Winterpflanzen dem Gießen größte Aufmerksamkeit gesollt und am besten Wasser verwendet werden, das „abgestanden“ ist, d. h. den ganzen Tag über der Zimmertemperatur ausgelegt war. Weiter muß durch reichliches Besprühen mit solchem Wasser und Abwaschen breiter Blattflächen mit feinem Schwämmchen der Strubianfammlung vorgebeugt werden. Ganz besonders schwierig ist die Aufzucht und Pflege der Azaleen, Kamelien u. a. m., sie müssen ebenfalls kühl, wie die überwinterten Pflanzen stehen, einen hellen, aber frostfreien Standort haben, je nach Bedarf gegossen werden und erst, wenn die Knospen bieder anschwellen, in ein etwas wärmeres Zimmer gebracht werden. Am besten eignet sich ein solches, das vom Nebenraum aus mit erwärmt wird. Bei direkt geheiztem Zimmer fallen oft, zur unangenehmen Überraschung der Pflegerin, sämtliche, so verheißungsvoll angelegte Knospen ab. Schließlich sei noch erwähnt, daß man im Winter jedes Düngen unterlassen sollte, da es meist der Anlaß zu Erkrankungen der Pflanzen ist.

Die Erzielung großblättrigen Geseus im Zimmer kann man mit Erfolg vornehmen. Kasten von etwa 30 Zentimeter Höhe, mit reichlich Abzugslöchern versehen, werden zur Hälfte mit feingeschlagenen Topfscherben gefüllt, auf diese eine dreifingerbreite Lage gute Gartenerde gelegt, die mit Hornspänen dicht bestreut und wieder mit zweifingerbreiter Erde bedeckt wird. Auf diese Unterlage werden die Geseupflanzen gebracht, und nun der Kasten vollends mit Erde gefüllt, wobei man einen Giebrand freiläßt. Monatlich einmal gedüngt mit etwa einem reichlichen Eßlöffel voll Kaffeefah auf einen meterlangen Kasten gerechnet. Man streut ihn auf und lockert darauf die Erde, damit er sich mit dieser mischt. Der sich bald üppig entwickelnde Geseu ist für ein Absprühen mit lauem Wasser alle 8 bis 14 Tage sehr dankbar.

Bücherschau.

• „Gartenbuch für Anfänger“. Unterweisung im Anlegen, Bepflanzen und Pflegen des Hausgartens, im Obstbau, Gemüsebau und in der Blumenzucht. Von Johannes Böttner, Königl. Ökonomet, Chefredakteur des „Praktischen Ratgebers im Obst- und Gartenbau“. Frankfurt a. O., Verlag von Frommisch u. Sohn. Das uns vorliegende Böttner'sche Gartenbuch ist im Kriegsjahr 1916 in 11. Auflage erschienen und hat bereits in mehr als 80 000 Exemplaren Verbreitung gefunden. Es ist eine vorzügliche Anleitung, um ein Stück Gartenland richtig auszunutzen. Auf 572 Seiten mit 628 erläuternden Abbildungen gibt dieses von sachkundigster Hand geschriebene Gartenbuch über alles Aufschluß, was bei gutem und schlechtem Boden, bei günstiger und milder vorteilhafter Lage des ganzen Jahr zu wissen not tut. Das Buch hat ein reichlich Teil dazu beigetragen, der gerade jetzt besonders wichtigen Gartenbesichtigung neue Freude zu gewinnen und diese Beschäftigung nutzbringend zu gestalten.

• „Praktische Blumenzucht und Blumenpflege im Zimmer“. Von Robert Vetter. Siebente Auflage. Mit 294 Abbildungen im Text. Frankfurt a. O., Verlag von Frommisch u. Sohn. In kleinen gebunden. Die Blumenpflege im Zimmer darf auch in der schweren Kriegszeit nicht vernachlässigt werden, denn sie dient dazu, unseren Sorgen eine Ablenkung zu geben und die Freude an der Natur zu erhalten und zu fördern. Die hohe Auflage des Buches ist schon ein Beweis, daß der Verfasser das Richtige getroffen hat und daß die Ratsschlage dieses erprobten Fachmanns für alle Blumenliebhaber von großem Nutzen sind und demselben vor manchen Fehlschlüssen bewahren werden. Zahlreiche vortreffliche Abbildungen tragen zum besseren Verständnis wesentlich bei. Der Leser findet so mit in diesem überaus anschaulich geschriebenen Buche alles, was ihm bei der Pflege seiner Pflanzen zu wissen nötig ist. D.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.